



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein zeitgenössischer Bericht über den Rastatter Gesandtenmord

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein zeitgenössischer Bericht über den Rastatter Gesandtenmord



uf den nachfolgenden Blättern soll über ein neuerdings aufgefundenes Aktenstück zur Geschichte des Rastatter Gesandtenmords vom 28. April 1799 berichtet werden. Sowohl wegen seines Inhalts als wegen der Person des Verfassers darf dieses Dokument auf die Aufmerksamkeit von Freunden vergangener Dinge und Menschen Anspruch erheben.

Worum es sich bei dem Rastatter Kongreß und bei dem auf diesen folgenden Verbrechen gehandelt hat, ist der Hauptsache nach allgemein bekannt. Vom 9. Dezember 1797 bis zum 23. April 1799 waren wegen der Wiederherstellung des Friedens zwischen dem römischen Reich deutscher Nation und der französischen Republik zu Rastatt Verhandlungen gepflogen worden, deren Ergebnislosigkeit einerseits durch die Schwerfälligkeit der entwürdigten alten Reichsmaschine und die Zwiespältigkeit der deutschen Fürsten und Stände, andererseits durch die Maßlosigkeit der französischen Ansprüche und die Brutalität der Pariser Bevollmächtigten Roberjot, Bonnier und Jean Debry verschuldet worden war. Während die Mehrzahl der auf dem Kongresse vertretenen deutschen Regierungen mit dem gemeinsamen Feinde Geheimverhandlungen über die Erwerbung säkularisierter geistlicher Stifter unterhielt, schraubten die Franzosen ihre Ansprüche beständig in die Höhe und verlangten schließlich die Abtretung des gesamten linken Rheinufers. Obgleich sich das ohnmächtige Reich zu diesem schmachlichen Zugeständnis bequemen mußte, konnte eine Verständigung auch jetzt nicht erzielt werden; bei dem Ausbruch des zweiten Koalitionskriegs waren die Kongreßmitglieder noch mit ihrer Penelopearbeit beschäftigt. Die Fäden sollten jedoch bald zerrissen werden. Nachdem die österreichischen Bevollmächtigten den Kongreß am 13. April 1799 verlassen hatten, erklärte die Reichsdeputation am 23. April ihre Thätigkeit für suspendiert, zugleich aber wurde die Umgegend Rastatts von österreichischen Truppen besetzt. Daraufhin erklärten

die französischen Gesandten am 25. April, daß sie binnen drei Tagen abreisen würden; noch vor Ausführung dieser Absicht, am 28. April, ging ihnen ein Schreiben des Kommandierenden der heranrückenden k. k. Truppen, des Obristen Barbaczy (vom Szeckler Husarenregiment) zu, das ihnen die Abreise binnen vierundzwanzig Stunden vorschrieb. Der Überbringer dieses Schreibens war der Szeckler Husarenrittmeister Burkhard gewesen, der mit einigen Reitern in Rastatt eingetroffen war. Über die folgenden Ereignisse, die Abreise der Franzosen, den gegen sie ausgeführten mörderischen Überfall, die Ermordung Bonniers und Roberjots und die Rettung Jean Debry's liegt eine Anzahl zeitgenössischer Berichte vor, unter denen der in der Nacht vom 28. auf den 29. April redigierte „gemeinschaftliche Bericht der Gesandtschaften deutscher Höfe“ der älteste und zuverlässigste ist. Dieses von dem preussischen Gesandten von Dohm verfaßte Aktenstück trägt die Unterschrift der Gesandtschaften Preußens (Graf von Görz, von Jacobi, von Dohm), Braunschweig-Lüneburgs (von Reden), Holstein-Dänemarks (von Rosenkranz), der Kurpfalz (Freiherr von Rechberg), Hessen-Darmstadts (Freiherr von Gelzert), Hessen-Kassels (Graf Taube), der wetterauischen und westfälisch-protestantischen Grafen (Graf Solms-Laubach), der nassauischen Häuser (Freiherr von Cruse) und der freien Stadt Frankfurt (Schweizer) und ist für alle auf den Gegenstand bezüglichen spätern Erörterungen und Darstellungen die Grundlage gewesen. Die Zahl dieser Auseinandersetzungen ist zu groß, als daß auch nur die hauptsächlichsten aufgeführt werden könnten. H. Hüffert, K. Mendelssohn-Bartholdy, von Helfert, Georg Müller u. a. haben in ihren dem „Rastatter Gesandtenmorde“ gewidmeten Schriften die Summe der wirklich oder angeblich festgestellten Thatfachen zu ziehen versucht, abschließende Resultate aber nicht zu gewinnen vermocht, sondern die auf die Sache bezüglichen Hypothesen gegen einander abgewogen. Bis zur Stunde wird darüber gestritten, ob das von Husaren des Barbaczyschen Szeckler Regiments ausgeführte Verbrechen auf österreichische, englische oder französische Veranlassung zurückzuführen ist, ob Graf Lehrbach, die Königin Karoline von Neapel, Bonaparte, das Pariser Direktorium oder eine Gruppe französischer Emigranten dahinter gestanden haben. Für keine dieser Auffassungen sind blündige Beweise beigebracht worden — auch nicht für die von gewissen Historikern besonders bevorzugte Aufstellung einer Anstiftung durch die Emigranten. Die ungleich näher liegende Meinung, daß eine Verkettung von Umständen vorgelegen habe, und daß es ursprünglich nicht auf die Ermordung, sondern auf eine Ausplünderung der vermeintlich in den Besitz wichtiger Papiere gelangten Franzosen abgesehen gewesen sei — diese Meinung ist zuerst von einem Teilnehmer des Kongresses, dem dänischen Legationsrat Eggers (in den Briefen über die Auflösung des Rastatter Kongresses, Braunschweig, 1809) ausgesprochen, von der Mehrzahl späterer Historiker jedoch beiseite gelassen worden.

Eine Antwort auf die Frage, wo die wahren Schuldigen zu suchen seien, vermag auch das nachstehend wiedergegebene Dokument nicht zu erteilen. Dafür

enthält es außer einer Anzahl bisher nicht bekannt gewordener, immerhin beachtenswerter Einzelheiten eine Schilderung des Verhaltens der Beteiligten und des von der Sache geübten Eindrucks, wie sie gleich lebensvoll bisher nicht vorgelegen hat. In der Meinung, daß er zur Ablegung eines Zeugnisses aufgefordert werden würde, hatte der Verfasser seine Wahrnehmungen sofort niedergeschrieben: Form und Inhalt verraten, daß er bei dieser Niederschrift noch in dem Affekt war, in den der Vorgang ihn wie die übrigen Zeugen versetzt hatte. Die Glaubwürdigkeit dieses Berichts erhellt aus den Übereinstimmungen, wie aus einer Anzahl kleiner aber bedeutsamer Abweichungen von der offiziellen Dohmschen Darstellung, die ihm nachgewiesen werden können. Im übrigen werden einige Notizen über die Person des Verfassers zu dem Nachweise genügen, daß das Zeugnis eines wohlunterrichteten, in jeder Rücksicht einwandfreien Augen- und Ohrenzeugen vorliegt. Kennern der deutschen Geschichte des Revolutions- und Restaurationszeitalters wird der Name dieses Gewährsmanns überdies nicht unbekannt geblieben sein.

Der im Jahre 1832 als königlich bayrischer Gesandter und Staatsrat verstorbene Graf François Gabriel von Bray war zur Zeit des Rastatter Kongresses ein vierunddreißigjähriger, aus Frankreich gebürtiger Malteserritter, der den französischen diplomatischen Dienst zur Zeit der Revolution verlassen und sich der nach Rastatt entsandten kurpfälzischen Gesandtschaft angeschlossen hatte. Reichbegabt und feingebildet ist Herr de Bray in der Folge nicht nur als bayrischer Diplomat und als Träger einer ganzen Anzahl wichtiger und erfolgreich durchgeführter Missionen, sondern ebenso als eleganter Schriftsteller bekannt geworden. Gewohnt, sich über seine Erlebnisse zusammenhängende Rechenschaft abzuliegen, hat der geistreiche und unermüdlich thätige Mann sehr zahlreiche Aufzeichnungen über seinen Lebensgang und seine Zeitgenossen hinterlassen, von denen an anderer Stelle die Rede sein soll, und zu denen u. a. ein in Rastatt geführtes Tagebuch gehört. Dieser Aufzeichnung ist eine déposition über die Ereignisse vom 28. April 1799 beigelegt. Dem Inhalt nach klar und präzise verrät dieses Aktenstück gleichwohl in formaler Rücksicht eine Eilefertigkeit der Redaktion, die zu der Eleganz anderer Aufzeichnungen Brays in charakteristischem Gegensatz steht. An die Möglichkeit, daß diese déposition jemals an die Öffentlichkeit treten könne, hatte Herr de Bray offenbar nicht gedacht. Da eine Zeugnisablegung nicht verlangt wurde, hat seine Aufzeichnung hundert Jahre lang unter andern Akten ebenso unbemerkt gelegen, wie das Rastatter Tagebuch, zu dessen Vervollständigung sie bestimmt war. Die Stellung, die Herr de Bray auf dem Kongreß einnahm, kann nicht deutlicher bezeichnet werden, als durch eine Anführung aus den Denkwürdigkeiten des wegen der bitteren Schärfe und Unbefangenheit seines Urteils bekannten Ritters von Lang. In dem Bericht über die Rastatter Versammlung, mit dem der erste Band der „Memoiren“ schließt, heißt es auf Seite 316 wie folgt.

„Der bayrischen Gesandtschaft hatte sich in Art eines diplomatischen Cavaliere serviente der Chevalier de Bray angeschlossen (nachher Graf

und Gesandter), ein kluger Kopf, geschmeidig, aufpassend, ursprünglich ein Emigrant, wenn vielleicht auch kein aristokratischer, der in Regensburg bei dem Grafen Görz und durch diesen bei seinem Schwiegersohn, dem Grafen Rechberg große Protektion gefunden, die er ihm durch die Arbeiten seiner französischen Feder, die er wohl zu führen wußte in Fassung von französischen Noten und Memoiren, zu vergelten gesucht. Bei den französischen Gesandten war er, ungeachtet seiner angenommenen Rolle als Emigrant,¹⁾ sehr wohl gelitten und hat auch, wie ich glaube, durch seine geschickten Insinuationen und Informationen dem bayrischen Interesse und für den Grafen Görz auch dem preussischen Vorschub geleistet.“

Nachdem wir dies vorausgeschickt haben, lassen wir die Bray'sche déposition für sich selbst reden. Daß der Verfasser niemand zuliebe und niemand zuleide berichtet, sondern einfach gesagt hat, „wie es gewesen,“ ergibt sich aus dem Aktenstücke selbst und braucht demgemäß nicht besonders nachgewiesen zu werden. Die vorliegende Übersetzung schließt sich dem französischen Texte so genau an, daß sie seine stilistischen Unvollkommenheiten teilt. Sie lautet:

Folgendes ist meine Aussage: Als ich (28. April 1799) etwa um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr bei dem Minister Debry war, sah ich die Herren von Albini und von Edelsheim, sowie den Minister Bonnier anlangen; diese teilten mit, daß ein an die französische Gesandtschaft gerichtetes Schreiben des Obersten Barbaszy von einem Offizier überbracht worden sei. Als die Herren eintraten, zogen wir uns, ich und der Frankfurter Minister Schweizer, zurück. Durch den Hof auf die Straße gelangend sah ich eine Abteilung von Szeckler Husaren einrücken, die vor dem großen Thor des Schlosses defilierten. Einen Augenblick darauf eilte ich zu dem Minister Roberjot, der sich zu seinem Kollegen Debry begeben hatte, und dessen Gemahlin ich in der Gesellschaft zahlreicher diplomatischer Vertreter verschiedener Länder antraf. Wenig später trat der Minister Roberjot ein und erklärte den anwesenden Personen, daß er und seine Kollegen beschlossen hätten, sogleich abzureisen. Er nahm von den Anwesenden, die ihm den lebhaftesten Anteil bewiesen, Abschied. Sie alle bedauerten die Trennung von einem braven Manne, der sich in Rastatt wie in Hamburg immer bemüht gezeigt hatte, Andern Dienste zu erweisen und Gutes zu thun.

Nachdem sich die Gesellschaft entfernt hatte, blieb ich zurück. Roberjot umarmte mich mit den Worten, daß er immerdar und überall derselbe für mich bleiben werde. Frau Roberjot erklärte jetzt, daß sie den Beschluß, so spät abends abzureisen, mißbillige, daß das mißverstanden werden könnte, und daß es überdies noch tausend Dinge zu erledigen gebe, deren Ende nicht abzusehen sei. Es werde besser sein, die Abreise auf morgen zu verschieben. Ich trat dieser Meinung entschieden bei — Roberjot aber erklärte, daß er, da seine Kollegen

¹⁾ Langs Abneigung gegen den Grafen Bray macht sich in den Memoiren wiederholt geltend. Daß er den Chevalier, der als Malteserritter sechzehn Ahnen nachweisen gemußt und einer alten normannischen Adelsfamilie entstammte, für einen Emporkömmling und nur angeblichen Emigranten hielt, beruht auf Irrtum.

die Abreise einmal beschlossen hätten, nicht allein zurückbleiben könne, weil das in Paris einen schlechten Eindruck hervorrufen könne. Eine Nacht werde bald überstanden sein, und es erscheine zweckmäßig, daß die französische Gesandtschaft durch einen sofortigen Aufbruch ihr Versprechen einlöse, binnen dreier Tagen abzureisen und dadurch zugleich der durch den österreichischen Offizier überbrachten Ordre zu entsprechen. Die Vorbereitungen für die Abreise müßten demnach möglichst beeilt werden. — Etwa nach einer halben Stunde nahm ich schweren Herzens und nicht ohne Bedauern Abschied. Während ich einige Wege durch die Stadt machte, begegneten mir etwa um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr Baron Jacobi und Herr von Dohm,¹⁾ die aus dem Schloßhof kamen und mir sagten, daß die Franzosen am Thor aufgehalten worden und zu Herrn von Albini²⁾ zurückgekehrt seien. Albini habe zu dem kommandierenden Offizier geschickt, der sogleich Aufhebung der Schwierigkeiten angeordnet habe. Darauf hätten die Franzosen wieder ihre Wagen bestiegen. Gleich darauf hörte ich, daß die Franzosen doch noch in der Stadt seien, und so begab ich mich an die Barriere, durch die sie reisen mußten. In der That traf ich die Wagen der französischen Gesandtschaft noch an, und zwar in folgender Ordnung: im ersten Wagen saßen Debry, dessen Frau und seine zwei Töchter; in einem Kabiniolett der Gesandtschaftssekretär Rosenstiel und sein Bedienter, sodann folgten die Wagen Bonniers und Roberjots; in Roberjots Wagen saßen er, seine Frau, sein Hausmeister und sein Kammerdiener. In einem fünften Wagen fuhren der ligurische (Genuesische) Minister Bossardi und dessen Brüder. Einige Karren mit dem Gepäck der Gesandten folgten. Ich trat an den Wagen Roberjots, der mir sagte, daß sie schon lange warten müßten, ohne zu ahnen, was dies bedeute. Ich und Herr von Eggers,³⁾ der mit mir war, blieben noch längere Zeit vor dem Wagen Roberjots stehn, dann traten wir zu Debrys Wagen heran. Dieser sagte uns, daß sie zwar abreisen dürften, daß sie aber um eine Eskorte gebeten, jedoch noch keine Antwort erhalten hätten. Um die Wagen waren viele Menschen angesammelt, unter andern die Herren von Rosenkranz⁴⁾ und von Edelsheim.⁵⁾ Rosenkranz und ich kehrten zu dem Wagen Roberjots zurück, der seinem Unwillen Ausdruck gab, sich für einen Gefangnen erklärte und sich darüber ereiferte, daß er, der abreisen gewollt, an dem Thor unter dem Vorgeben aufgehalten wurde, man dürfe die Franzosen nicht abreisen lassen. In der That ließ man niemand, auch keine Fußgänger, passieren. Zu Debry zurückkehrend erfuhr ich, daß unterdessen eine Antwort des Kommandanten eingetroffen sei, wonach er aus Mangel an Ordre keine Eskorte bewilligen könnte. Die französischen Herren könnten übrigens in Ruhe abreisen, da der Weg frei sei. Ich riet Debry hierauf, bis zum andern Morgen zu warten, die Nacht sei stockfinster, es beginne in Strömen zu regnen, die Wege seien schlecht, und die Passage über den Rhein schwierig. Alles das werde noch durch

¹⁾ Beide der preussischen Gesandtschaft angehörig. — ²⁾ Kurmainzischer Hofkanzler und Direktorialgesandter. — ³⁾ Königlich dänischer Legationsrat. — ⁴⁾ Königlich dänischer Gesandter. — ⁵⁾ Badißer Minister.

die Anwesenheit der Damen erschwert. Debray erwiderte, daß sie während der Revolution schon bei schlechteren Wegen gereist seien, und daß es den Damen an Mut nicht fehle. Er besprach sich aber noch einmal mit seinen Kollegen. Bonnier wollte sogleich weiterreisen, und Roberjot erklärte, er werde sich den Beschlüssen der übrigen fügen. So reisten sie denn ab. Ich nahm von Roberjot nochmals Abschied und ging nach Hause mit der Absicht, nicht mehr auszugehen. Es war neun Uhr vorüber. Etwa eine halbe Stunde später meldete mir mein zum Tode erschreckter, kaum der Sprache mächtiger Diener, daß ein großes Unglück geschehn und Bonnier in Stücke zerhauen worden sei. Tödlicher Schrecken ergriff mich — ich konnte an die Wahrheit dieser Mitteilung nicht glauben und warf mich in meine Kleider, um zu erfahren, was geschehn sei. Als bald hörte ich, daß der Wagenzug der Franzosen durch Österreicher angehalten worden sei, daß die Minister ermordet seien, und daß ich Rosenstiel bei dem badischen Minister finden würde. Ich eilte sogleich dorthin. Der unglückliche Rosenstiel saß auf einem Lehnstuhl und war in einem Zustande von Schreck und Aufregung, der ihn fast seiner Vernunft beraubte. Bei ihm saßen die Herren von Meyer, Repler(?) und von Edelsheim. Als ich mich ihm näherte, gab er Zeichen des Entsetzens — ich rief ihn bei seinem Namen, erinnerte ihn daran, daß wir Freunde seien, und sagte ihm: „Erkennen Sie mich doch, Rosenstiel“ — er aber schrie: „Man will mich töten, ich bin ein verlornen Mann, ich bin kein Mensch mehr, in Gottes Namen: tötet mich nicht.“ Und dies wiederholte er, sobald sich ihm neue Personen näherten. Endlich erkannte er mich, und ich fragte ihn sogleich, was denn geschehn sei. Er erzählte, daß man den Wagen Debrays angehalten habe, daß er die Schüsse der Angreifer und das Geschrei der Sterbenden gehört habe. Voller Entsetzen sei er entflohn, wohin, wisse er selbst nicht. Er sei erst zur Besinnung gekommen, als er auf dem protestantischen Kirchhofe gewesen sei, von wo er längs der Mauer hin- und hergeirrt und über verschiedene Hecken gesetzt sei, bis er endlich zu Herrn von Meyer gelangt sei. Einen Augenblick später wurde gemeldet, daß Roberjots Wagen im Geleit von Husaren angefahren komme. Ich stürzte hinaus in der Richtung der Großen Straße und sah in der That den Wagen herankommen — er war von Szecklern begleitet, die Fackeln trugen, und näherte sich langsam. Die berittenen Husaren suchten uns zurückzuhalten, und erst auf die heftigen Vorstellungen, die Graf Bernstorff,¹⁾ Herr von Jordan und ich erhoben, ließ man uns an den Wagen herantreten, worin der Diener Roberjots mit seiner Herrin war. Er erkannte mich und rief mir zu: *Ah monsieur, sauvez Madame* — ich rief sie bei Namen, sie vermochte aber nur durch Schluchzen zu antworten und drückte meine dargereichte Hand, brach aber in erneutes Schluchzen aus. Durch Zeichen gab der Diener mir zu verstehn, daß sein Herr in Stücke gehauen sei, daß er das selbst mit angesehen habe, sich aber nicht habe entschließen können, seinen Herrn zu verlassen und zu fliehn.

¹⁾ Königlich preussischer Legationsrat.

Inzwischen erschien ein Husarenoffizier, der die Weiterfahrt des Wagens anordnete und hinzufügte, daß die Damen am Schloßthor aussteigen müßten, und daß der Wagen ihnen folgen werde. Ich bestand darauf, daß Frau Roberjot den Wagen verlasse und in das Haus des preussischen Gesandten von Jacobi trete, vor dem der Wagen gerade hielt. Baron Edelsheim, der hinzukam, unterstützte mich mit allem Nachdruck und fragte den Offizier, wer er sei. Dieser erwiderte, er sei Leutnant, habe bestimmte Befehle und müsse sich nach diesen richten. Als wir mit unsern Vorstellungen fortfuhren, sagte er endlich, „Nun wohl, führen Sie die Damen, wohin Sie wollen.“ Graf Bernstorff, Jordan und ich traten an den Wagen, öffneten den Schlag und wollten einiges herausnehmen, um es vor der Raubsucht der Soldaten zu retten. Bernstorff hatte schon ein nécessaire und einen Sack mit 2000 Franks in der Hand, die Husaren aber zwangen ihn, diese Gegenstände in den Wagen zurückzuliegen; sie sprachen untereinander ungarisch, was ich nicht verstand; ich unterschied nur die Worte: „Die Damen, die Damen.“

Bernstorff, Jordan und ich ließen nunmehr Frau Roberjot aus dem Wagen steigen — sie war in einem Zustand entsetzlicher Schwäche; ich begleitete sie in die Jordansche Wohnung, wo wir die nahezu Bewußtlose auf ein Kanapee legten; sie vermochte nur einige Worte hervorzubringen: „Er ist tot, die Ungeheuer haben ihn vor meinen Augen in Stücke gehauen; ich habe ihn in Blut gebadet gesehen.“ Wir versuchten ihr Beruhigung und Trost zuzusprechen; die Erregung, in der sie sich befand, war aber so groß, daß sie anfangs keine Thräne vergoß. Sie nannte immer wieder den Namen des Toten. Frau von Jacobi und ihre Tochter thaten ihr möglichstes, sie zu trösten, und das Zimmer füllte sich allmählich mit aufgeregten und entsetzten Menschen.

Um meinen Bericht nicht zu unterbrechen, muß ich hinzufügen, daß ich, während ich vor Roberjots Kutsche stand, den Wagen Debrys von der Straße des Franziskanerklosters her herankommen sah. Ich lief darauf zu, Debrys Frau und Töchter stürzten auf mich los und baten mich schluchzend, sie zu retten, indem sie versicherten, daß sie verloren seien. Unterdessen kamen die Husaren, die den Wagen begleiteten, auf mich los und trieben mich mit ihren Pferden derartig in die Enge, daß ich mich nicht rühren konnte. Meine Entrüstung gab mir indessen Kraft, und als Herr von Albini in demselben Augenblick herankam, sprach dieser so nachdrücklich zu den Soldaten, daß sie uns an den Wagen heranzutreten erlaubten. Wir suchten die unglücklichen Opfer so gut wie möglich zu trösten und führten sie in das Schloß.

Während wir noch bei Baron Jacobi waren, kam der Diener Roberjots, dem der Kutscher Bonniers folgte; beide suchten hier Sicherheit. Der Kutscher erzählte, daß er seinen Herrn habe massakriert sehen, indes er inmitten des Handgemenges entkommen sei. Jetzt schritt ich zu einem Verhör mit dem Diener, der folgendes aussagte: Noch nicht vierhundert Schritt von der Stadt entfernt, hätten sie aus der Richtung der Rheinauer Brücke Lärm und Geschrei gehört.

Im ersten Augenblick wollten Herr und Frau Roberjot aussteigen und fliehen, sie waren aber erst einige Schritte gegangen, als nichts mehr deutlich zu hören war. Das machte den Minister andern Sinnes. Er sagte seiner Frau, es sei wohl nichts vorgefallen — wahrscheinlich sei man ausgestiegen, um die Brücke zu passieren, es sei nichts zu fürchten, und sie könnten zum Wagen zurückkehren. Das geschah denn auch — während sie aber noch vor dem Wagen standen, kamen Husaren herbei, die sie umringten, ihnen ihre Uhren und ihr Geld abforderten und dasselbe von dem Diener und dem Kutscher verlangten, indem sie sie zugleich fragten, wo der Minister Roberjot sei. Dann zeigten sie auf diesen hin und richteten die Frage: „Minister? Minister?“ an ihn. Roberjot antwortete: „Ja meine Freunde, ich bin der Minister Roberjot.“ Sie ließen ihn sodann wiederholen, daß er der Minister sei, als sie dessen aber sicher geworden waren, rissen sie ihn aus den Armen seiner Frau, die ihn nicht verlassen hatte, packten ihn am Kragen und an den Haaren, um ihn zwei Schritte fortzuschleppen und sodann unbarmherzig niederzuschlagen. Roberjot stieß keinen andern Laut als den Ruf: „Meine Frau, meine Frau“ aus, und wiederholte das bis zu seinem letzten Atemzuge. Als er in Blut gebadet auf der Erde lag, stürzten sich die Barbaren auf ihn, um auf ihn loszuhacken, bis er zu atmen aufgehört hatte. In höchster Verzweiflung verlangte Frau Roberjot das Los ihres Mannes zu teilen, und mit dem wenigen Deutsch, das sie konnte, bat sie die Ungeheuer zu wiederholten malen, sie zu töten. Der Postillon und der Diener haben das ausdrücklich bezeugt. Der Diener, der seine Herrin nicht verlassen wollte, zerrte sie in den Wagen, sprang selbst hinein und schloß den Wagenschlag zu, während die Niedermetzlung des Ministers noch fort dauerte. Er hielt ihr die Ohren zu, damit sie die gegen den Leichnam geführten Hiebe nicht höre. Frau Roberjot rief immer wieder, sie wolle sterben — „Laßt uns gemeinsam den Tod erleiden!“ Nach beendeter Bluttthat ließ man indeffen den Wagen umwenden, der unter dem Geleit derselben Leute eintraf, die den Mord begangen hatten. — Diese Aussage habe ich mir von dem Diener viermal wiederholen lassen, ohne daß er an derselben das geringste verändert hätte. Seine Uhren und sein Gepäck hatte man ihm abgenommen.

Ich blieb bei der unglücklichen Frau, obgleich sie alle ihr angebotne Hilfeleistung ablehnte. Sie glaubte, daß auch die Brüder Voccardi umgekommen seien, erfuhr durch mich aber, daß diese am Leben seien — einige Augenblicke später traten die Herren ein. Inmitten ihrer entsetzlichen Seelenqualen sprach die großherzige und seltne Frau kein Wort von Rache und keine Bervünschung gegen die Mörder aus — sie wiederholte immer nur, daß sie bedaure, nicht auch den Tod erlitten zu haben. „Wenn ich auch tot wäre, würde ich ihm folgen und glücklich sein — was wird aus mir werden? Bis zuletzt hat er meinen Namen gerufen — ich werde ihm folgen und dann Ruhe finden.“ . . . Die beiden Voccardi sagten in Übereinstimmung mit dem Diener aus, daß ihr Wagen, der der letzte gewesen war, etwa dreihundert Schritt von der Stadt entfernt gewesen sei, als sie das Geschrei hörten.

Herr und Frau von Reden¹⁾ waren inzwischen auf dem Schloß gewesen, um die Debry'schen Damen in ihre Wohnung zu geleiten. Ich suchte sie dort auf und traf sie in einem Zustande an, der nicht erst beschrieben zu werden braucht. Es mußten jetzt Schritte gethan werden, um Debry aufzufinden und zu ermitteln, ob er sich habe retten können. Seine Tochter Fräulein Eleonore klammerte sich an diese Hoffnung und erklärte für feststehend, daß er nicht auf dem Platze geblieben sei. Sie sagte, daß man den Vater aus ihren Armen gerissen habe, daß sie ihm nachgestürzt sei, daß ein Husar ihr Shawl und Tuch abgerissen habe, und daß man sie mit Gewalt wieder in den Wagen gesetzt habe. Ich sprach auch den Sekretär Debry's, Blin, der gleichfalls zu entkommen vermocht hatte. Man hatte ihn für Bonnier gehalten, er aber hatte erwidert: „Nicht Bonnier, nicht Bonnier — ein Diener.“ Als er darauf zu fliehen gesucht, sei er bei den Haaren gepackt worden. Ein großer und sehr starker Kerl stürzte sich auf ihn, sodaß er in einen Graben fiel; dann bemächtigte man sich seiner und setzte man ihn allein in einen Wagen. — Da Blin sehr angegriffen und erregt war, bot ich ihm meine Hilfe, Geld, und was ich sonst zur Verfügung hatte, an. Dann verließ ich ihn. Es war eine entsetzliche Nacht, der Regen floß in Strömen. Ich kehrte zu Jacobi zurück, um Frau Roberjot beizustehn, die beiden Voccardi und der Diener waren auch noch dageblieben, und wir blieben bis 3¹/₂ Uhr morgens zusammen. Sodann teilte Baron Jacobi uns mit, daß die im Kasino versammelten Minister einen Brief an den Obristen Barbaszy aufgesetzt hätten, worin man das gegen die französische Gesandtschaft verübte Attentat zur Kenntnis brachte, Sicherheit für die geretteten Personen verlangte und zugleich hervorhob, daß sich die Minister an einem Orte, wo ein solches Verbrechen verübt werde, nicht mehr sicher glaubten. Sie hätten beschlossen, im Laufe des Tages in zwei Abteilungen abzureisen und Geleitmannschaften sowohl für die Überlebenden der französischen Gesandtschaft als für die übrigen Minister zu verlangen. Herr von Jordan wurde beauftragt, diesen Brief zu überbringen, Baron Jacobi aber gab der Frau Roberjot die Versicherung, daß man sie nicht verlassen werde, und daß sie wegen ihres Loses ruhig sein könne.

Da die Abreise beschlossen war, kehrte ich gegen vier Uhr in meine Wohnung zurück, um meine Sachen zu packen. Um fünf Uhr war ich bei dem Grafen Görz, der mir sagte, daß man Debry zu finden hoffe, und daß Graf Solms²⁾ und Major Harrant³⁾ ihn mit Zustimmung des Rittmeisters und unter Bedeckung von Husaren suchen würden. Sodann zu Frau Roberjot zurückgekehrt fand ich sie in tiefer Niedergeschlagenheit über alles, was sie hatte durchmachen müssen. Sie sprach nicht mehr und sah aus, als ob sie dem Tode nahe sei. Um 6¹/₂ Uhr erfuhr ich, daß Debry aufgefunden sei und sich zum Grafen Görz begeben habe. Dort angelangt, fand ich ihn im Zimmer des Grafen:

¹⁾ Braunschweig-Lüneburgischer Gesandter. — ²⁾ Kaiserlicher Reichshofrat (Wien). —

³⁾ Badi'scher Major und Stadtkommandant von Rastatt.

sein Gesicht war mit Blut und Rissen bedeckt, das vom Regen durchnäßte Haar fiel aufs Gesicht herab, der Hemdkragen war mit Blut gefärbt, seine Kleidungsstücke zerrissen und zerschnitten. Er war indessen völlig bei Sinnen, erkannte mich sogleich und reichte mir die rechte Hand, indem er sagte, daß diese noch brauchbar sei: „Ja, es ist gekommen, wie Sie es erwartet haben.“ Obgleich Thränen meine Stimme erstickten, vermochte ich ihn doch zu fragen, durch welches Wunder er gerettet worden sei. „Ja, erwiderte er, durch ein Wunder. Wenn ich nicht immer an eine Vorsehung geglaubt hätte, so hätte dieses letzte Erlebnis mir solchen Glauben mit unverlöschlichen Buchstaben ins Herz gegraben. Ja! wie hat man uns behandelt, und was haben wir denn eigentlich gethan?“

Dann erzählte er, daß man ihn aus den Armen seiner Frau und seiner Töchter gerissen und sodann mit Hieben überdeckt habe, bis er sich tot gestellt. Er habe sich in einen Graben auf der Seite des der Murg und der Rheinaubrücke gegenüberliegenden Wäldchens gerollt, als seine Mörder von ihm abließen, um sich zu den übrigen Wagen zu begeben. Dann war er im Schutz der Nacht in das Wäldchen geflüchtet, mit Hilfe der einen unverletzt gebliebenen Hand auf einen Baum gestiegen, auf dem er etwa eine Viertelstunde verblieben, sodann heruntergeklettert und nachdem er einige Zeit gegangen, eingeschlafen. Bei seinem Erwachen sei der Tag schon angebrochen, und habe er die Richtung nach Rastatt eingeschlagen. Seinen Hut, seine Ohrgehänge, seine Schuhe und das Halstuch habe er weggeworfen und halbtot einen ihm begegneten Bauern¹⁾ um Kleider gebeten. Auf dem Wege habe er die Leichen seiner unglücklichen Kollegen gesehen, ein Bild, das ihn beständig verfolge. „Im Namen Gottes, rief er aus, man nehme diese Leichen fort! Sind sie denn noch immer nicht zufrieden, haben sie ihre Wut noch immer nicht gestillt? Welche Opfer verlangt man denn noch?“ Alle Anwesenden wurden zu Thränen gerührt, der würdige Graf Görz wußte sich kaum vor Bewegung zu lassen. Debrys Wunden, die übrigens nicht gefährlich waren, wurden in Behandlung genommen: eine leichte und eine schwere Wunde auf dem linken Arm und mehrere Kontusionen auf dem Rücken.

Ich begab mich zu den Debry'schen Damen, um ihnen die Nachrichten über ihn mitzuteilen. Sie waren von der Rührung und Freude erfüllt, die man empfindet, wenn man einem großen Unglück entronnen ist. Eine von ihnen behauptete, einer der Husaren habe Debry französisch ausgefragt, sich erkundigt, ob er Debry sei, und auf die bejahende Antwort mit dem Säbel auf ihn losgeschlagen, ihr, der Dame, aber gesagt, sie könne ruhig sein, man werde ihr nichts thun. Als ich zurückgekehrt war, fand ich Debry, der sich die Wunden verbinden ließ; zahlreiche Minister hatten sich zu ihm begeben, um ihn zu sehen und ihrem Entsetzen sowie ihrem Unwillen Ausdruck zu geben, was Debry sichtlich wohlthat. Frau Roberjot verfiel, als ich ihr die Nachricht von

¹⁾ In Wahrheit war es ein Schuhmacher Otto.

Debrys Rettung brachte, aufs neue dem tiefen Schmerz über den erlittenen Verlust. Sie brach abermals in Thränen und Schluchzen aus und rief, sie wolle sterben. „Wie glücklich sind sie, während ich das unglücklichste Geschöpf von der Welt bin — ich will ihn wiedersehen und bei ihm sterben.“ Als man die Glocken läuten hörte, rief sie aus: „Es ist sein Begräbniß — wo ist er?“ Als Graf Solms eintrat, fragte sie, wo ihr Mann sei. Er antwortete, daß er es nicht wisse, und daß wir nur mit ihr gemeinsam klagen könnten. . . .

Später theilte ich ihr mit, daß ihr Wagen in Sicherheit, und daß ein großer Theil ihres Gepäcks gerettet worden sei, und daß ihr alles wiedergegeben werden würde. „Was geht mich das an, gab sie zur Antwort, ich brauche nichts mehr.“ Gegen zehn Uhr fuhr man den Wagen in den Hof des Hauses von Baron Jacobi, dessen Kammerdiener einige Effecten wiederbrachte, darunter einen Sack mit 2400 (Franken) und 97 Louis in Thalern, die man ihm übergeben hatte. Man fandte einen andern Sack mit ungefähr 900 Franken, der Rest bestand aus vier Säcken zu 2400 Franken, die alle geplündert worden waren. Auch das Necessaire wurde wiedergebracht, das man weggenommen hatte, um zu sehen, ob es nicht Papiere enthalte. Unberührt war die Wache (der Behälter auf der obern Decke der Kutsche) geblieben, in die sie (die Frau Roberjot) 800 Louisdor in Gold und zahlreiches Silberzeug gethan hatte; dieser Behälter war abgenommen, aber nicht geöffnet worden. Danach betrug der Schaden (einschließlich der Uhr und des Geldes, die ihr während der Mordthat von den Husaren abgenommen worden waren) zwischen fünf- und sechshundert Louis; an Gepäck hatte sie weniger (als die übrigen) eingebüßt. . . . Morgens erschienen auch noch ihr Koch und der Hausmeister, die sich zu retten gewußt hatten. Sie brach in neue Klagen aus, die sich wiederholten, als Debry und Blin sie besuchten.

Als endlich erreicht worden war, daß die geretteten Franzosen von einer doppelten Eskorte, den markgräflichen Truppen und dem Major Harrant begleitet werden sollten, machte ich ihr (Frau Roberjot) und den beiden Boccardi, die sie nicht verlassen hatten, darüber Mitteilung. In meiner Gegenwart und der der übrigen Minister verlas Graf Görz die Antwort, die von dem Obristen Barbaczy auf das von den Ministern während der Nacht abgelassene Schreiben eingegangen war. Der Obrist sprach darin seine Abscheu über das Vorgefallne aus. Mit von Thränen erstickter Stimme beschwor Graf Görz Herrn Debry namens der deutschen Nation das entsetzliche Verbrechen nicht dieser zuzuschreiben und der französischen Nation die Wahrheit zu sagen und Ausbrüche der Leidenschaft zurückzuhalten, die durch dieses Ereigniß hervorgerufen werden könnten, und die sie, die deutsche Nation, nicht verdient habe.

Debry, der von diesen Teilnahmebezeugungen mit gutem Grunde ergriffen war, versprach das in feierlichster Weise, seine Unruhe dauerte indessen fort. „Wollen sie, die Mörder, ihr Werk wieder beginnen, so mögen sie gleich kommen. Es wäre zu entsetzlich, durch ein Wunder entronnen zu sein, um nochmals zum Richtplatz geschleift zu werden.“ Major Harrant beruhigte ihn,

indem er sagte, daß er das Ehrenwort sämtlicher Offiziere habe, daß er ihn nicht verlassen werde, und daß er bereit sei, eventuell mit ihm zu sterben. Ich teilte die getroffenen Anordnungen den beiden Voccardi und Frau Roberjot mit. Die Voccardi bezeugten lebhafteste Unruhe, Frau Roberjot aber sprach die Überzeugung aus, daß alle Männer massakriert und die Frauen weggeschleppt werden würden, sie blieb aber auf alles gefaßt.

Der Wagen stand zur Abfahrt bereit, die Bedeckungsmannschaft versammelte sich, und um zwei Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, wobei Debry vorausfuhr. Dann stieg Frau Roberjot, die etwas Nahrung zu sich genommen hatte, in den Wagen, an den ich und Louis Voccardi sie führten. Ich nahm von ihr Abschied und trat an den Wagen Debrys. Ich reichte den Damen die Hand, er saß im Hintergrunde des Wagens und war in großer Erregung. Die Bedeckungsmannschaft bestand aus sechs markgräflichen Husaren, die unter Führung des Majors Harrant vorausritten, Herrn von Jordan, der neben Debrys Wagen ritt, und aus weiteren zwölf Husaren und einem Offizier — sechs ritten voraus und sechs hinterher. So habe ich sie zuletzt gesehen. —

In allen wesentlichen Punkten mit dem Dohmschen „gemeinschaftlichen Bericht“ übereinstimmend, enthält die vorstehende Darstellung gleichwohl eine Zahl Angaben, die in dem ersterwähnten Aktenstück fehlen. Zunächst wird über das Verhalten der geretteten Franzosen mit größerer Ausführlichkeit und Lebhaftigkeit berichtet, als in irgend einer der übrigen bisher bekannt gewordenen Versionen. Von Interesse ist namentlich, was über Frau Roberjot berichtet wird, deren Fernbleiben von der zu Paris veranstalteten Totenfeier vom 20. Prairial in der Folgezeit zu Konjekturen der wunderbarsten Art Veranlassung geboten hat. Die unter anderm auch von Helfreich erwähnte unsinnige Fabel, daß die unglückliche Frau den Gesandten Debry im Verdacht der Mitschuld an der Ermordung ihres Mannes gehabt und ihm aus diesem Grunde jede Zusammenkunft verweigert habe (Helfreich S. 135), wird durch Brays Angabe darüber, daß Frau Roberjot bei Empfang der Besuche Blins und Debrys in erneute Klagen und Thränen ausgebrochen sei, direkt widerlegt.

Erwähnenswert ist ferner, daß Bray über Aussagen von Debrys Sekretär Blin berichtet, deren sonst nirgends Erwähnung geschieht. Während Dohm Blins gar keine Erwähnung thut, Helfert diesen Sekretär Debrys hartnäckig „Belin“ nennt und nur beiläufig anführt, giebt unser Gewährsmann die Umstände, unter denen Blin angefallen, und nachdem er anfänglich für Bonnier gehalten worden, gerettet wurde, genau an. Von besondrer Wichtigkeit aber sind die Angaben des zu vier malen von unserm Berichterstatter ausführlich vernommenen Dieners des ermordeten Roberjot. Davon, daß der Minister in französischer Sprache angedet und nach seiner Person gefragt worden war, hat der nächste Zeuge seiner Ermordung nicht nur nichts verlautbart, sondern im Gegenteil ausdrücklich gesagt, die Mörder hätten zu wiederholten malen das eine Wort „Minister“ fragend wiederholt, Frau Roberjot aber habe sie in dem wenigen ihr geläufigen Deutsch um den Tod gebeten — ein Umstand,

der die Möglichkeit, daß die entscheidenden Fragen französisch gethan worden, geradezu ausschließt. Auch von den Husaren, die den Debry'schen Wagen überfallen und dann nach Rastatt zurückbegleitet hatten, versichert Bray ausdrücklich, daß sie ungarisch, das er nicht verstand, gesprochen und nebenher einige deutsche Worte gebraucht hätten. Daß unter den Angreifern französisch gesprochen worden sei, hat nach Brays Zeugnis überhaupt nur eine Zeugin, eine der beiden Debry'schen Töchter behauptet. Une d'elle, heißt es in unserm Bericht, prétendait qu'un des hussards avait questionné le Ministre Debry en français — ein Ausdruck, der darauf schließen läßt, daß diese Angabe eine unsichere gewesen sei. Irgend welche Bedeutung scheint dieser Behauptung des zum Tode erschreckten Mädchens von keiner Seite beigelegt worden zu sein. Wie hätte der Gedanke an einen unter französischer oder emigrantischer Mitwirkung verübten Mord auch bei Männern aufkommen sollen, die, wie Bray ausführlich berichtet, die Wagen der Opfer des Mordanschlags unter der Bedeckung der blutbefleckten Szekler Husaren und unter Führung eines deutschredenden Leutnants hatten in die Stadt zurückkommen sehen? Die sich darauf beziehende Schilderung Brays ist die genaueste, die überhaupt vorliegt, thut der von Helfert erwähnten Zeugen Eggers und Gemmingen übrigens keine Erwähnung, sondern nennt statt dieser die Herren Graf Bernstorff, von Jordan und Edelsheim und — soweit der Wagen Debrys in Betracht kommt — den Freiherrn von Albini; die sich darauf beziehenden Umstände sind so präzis angegeben, daß Zweifel an der Richtigkeit der Schilderung nicht aufkommen können. Als Zeuge dieses Auftritts wird Bray auch bei Helfert genannt (a. a. O. S. 102). In den eigentlich entscheidenden Thatfachen den übrigen Berichten konform, beschränken sich die Abweichungen auf die als Zeugen genannten Personen und auf die Angabe, daß der kommandierende Leutnant den Vorstellungen Edelsheims schließlich nachgegeben und das Aussteigen der Frau Roberjot erlaubt habe. Die zu ungezählten malen gemachte Erfahrung, daß zwischen sonst zuverlässigen Zeugenaussagen einzelne Diskrepanzen übrig bleiben, hat sich auch in diesem Falle wiederholt.

Einiges Gewicht wird endlich auf die — sonst nirgends gemachten — genauen Angaben über die Wiedererstattung eines Theils der aus dem Wagen Roberjots geraubten Gegenstände zu legen sein.¹⁾ Wie der als Überbringer der verschiedenen Beutel bezeichnete Bediente des Barons Jacobi zu den Beuteln gekommen war, und woher die Angabe stammt, daß diese Behälter nach Papieren durchsucht wurden, wird bedauerlicherweise nicht gesagt. Im übrigen handelt es sich hier um präzise Daten, nach denen angenommen werden darf, daß die Absicht vorgelegen habe, den Mördern den gemachten Raub wieder abzunehmen, daß das aber nur unvollständig gelungen sei.

¹⁾ Daß ihnen ein Teil der geraubten Habe in der Folge wiedergegeben worden sei, haben die Beteiligten bei ihrer Vernehmung angegeben und dabei den Major Garran als Vermittler genannt (vgl. G. Müller a. a. O. S. 12).

Alles zusammen genommen kann die Braysche *déposition* als ein Beleg mehr dafür angesehen werden, daß keiner der nähern oder entfernten Zeugen der Mordnacht vom 28. April 1799 an etwas anderes, als eine von den Szekler Husaren ausgeführte Bluttthat gedacht hat, und daß die damals festgestellten Thatfachen für keine der in der Folge aufgetauchten mehr oder minder gewagten Hypothesen Anhaltspunkte geliefert haben. Wäre die Mitwirkung von Emigranten von den Überlebenden auch nur als Möglichkeit angesehen worden, so müßten irgend welche Spuren davon in den ausführlichen Berichten über die Aussager und über die mit diesen geführten Gespräche Rosenstiehs, Brays, der Frau Roberjot und den Debryschen Damen zurückgeblieben sein. Unbegreiflich würde in solchem Falle auch sein, daß die einzige sich auf französische Reden der Mörder beziehende Andeutung nur beiläufig erwähnt wird, und daß Bray, der als Freund der Ermordeten, wie als Franzose an einem gegen seine Landsleute gerichteten Verdacht besonderes Interesse hätte nehmen müssen, für die bezügliche Aussage nicht mehr als ein bloßes *elle prétendait* übrig gehabt hat. Daß von einer bestimmten Tendenz dieses unter dem ersten, überwältigenden Eindruck des schrecklichen Ereignisses niedergeschriebenen Berichts auch nicht die entfernteste Spur zu entdecken ist, wird jeder leidlich unbefangne Leser ohne weiteres einräumen. Abgesehen von dem durchaus wahrheitsgetreuen Eindruck, den diese — wie wir wissen völlig unbenutzt gebliebne — Aufzeichnung macht, kommt in Betracht, daß der Verfasser schlechterdings kein Interesse daran haben konnte, Thatumstände zu verschweigen, die auf eine emigrantische Beteiligung hätten hinweisen können. Im Begriff, in den bayrischen Staatsdienst zu treten und der kurfürstlichen Regierung als Mittelsmann mit dem Pariser Direktorium zu dienen, stand er dem Emigrantentum damals wie später ebenso fern wie den Parteiumtrieben, die im Innern seines ehemaligen Vaterlands ihr Wesen trieben.



Das Doppelgeschwader, die Gefechtsinheit der deutschen Schlachtflotte



ie Begründung des Entwurfs einer Novelle zum Gesetz, betreffend die deutsche Flotte vom 10. April 1898, enthält unter III den folgenden Satz: „Die verbündeten Regierungen sind der Ansicht, daß eine Verstärkung der Marine nur dann den beabsichtigten Zweck: Sicherung des Friedens auch gegen den seemächtigsten Gegner, erfüllen kann, wenn sie in dem Umfange durchgeführt wird, in welchem sie in Aussicht genommen ist. Bruchteile eines Geschwaders bilden keine For-